

schen Gewölbe, durch die der ferne ausgebreitete Feuerhimmel in einem sanften und vollendeten Kreise bricht und brennt, es scheint ihm dennoch nicht gelungen zu sein, die geheimste Verkrampfung des Ichs in das „Selbstschaffenwollen“ zu lösen; dem von sich aus sich neigenden, die Menschen zu Horchen und Gehorchen emporstreckenden göttlichen Du⁵ scheint er nicht begegnet zu sein. Statt sich eine Traum-Sicherung zu bauen, hätte er besser den Rat des Buches der Weisheit (13, 1) und des hl. Paulus (Röm. 1, 20) befolgt, mit wachem Denken und demütigem Beten aus den sichtbaren Geschöpfen zu dem unsichtbaren Schöpfer aufzusteigen. Wäre ihm dann in der Geschichte die Gestalt Christi entgegengetreten, dann hätte sich ihm der Weg geöffnet in die tiefste Geborgenheit, die auf Erden erreichbar ist. Denn kein Mensch hat bisher zu sagen gewagt, und in Ewigkeit wird keiner, der bei Sinnen ist, zu sagen wagen, was Jesus Christus gesagt hat: „Niemand wird sie meiner Hand entreißen. Mein Vater, der sie mir gegeben hat, ist mächtiger als alle; niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen. Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 29).

Oder hat Jean Paul am Ende seines Lebens die Traumsicherung verlassen? Darf man aus seiner letzten, unvollendeten Dichtung, dem „Kometen“, in der er wie Shakespeare im „Sturm“ und Cervantes im letzten Teil des „Don Quijote“ Gericht hält über seine Träume, darf man aus dieser Dichtung herauslesen, daß er nun endgültig verzichtet auf die früheren „Fluchtversuche“ und demütig horcht, was das göttliche Du sagt, und einfältig gehorcht dem heiligen Willen, der ihn emporschreckt? Hat sich das „Kind“, das Jean Paul sein Leben lang war, endlich dem allgütigen Vater ergeben, um gesichert und geborgen auszuruhen in seinen Armen?

Der Christusglaube eine Tatsache

Von Ludwig Kösters S. J.

Von vielen Menschen unserer Tage wird der Christusglaube bekämpft, nicht selten leidenschaftlich bekämpft. Der Christusglaube lebt also, ist eine Tatsache.

Er ist eine Tatsache, zu der man Stellung nehmen muß. Entweder schließe ich mich diesem Glauben an oder ich lehne ihn ab; entweder ist Jesus Christus wirklich der wesensgleiche Gottessohn oder er ist es nicht. Ist er es wirklich, dann ist das Christentum die einzig wahre, von Gott geoffenbarte Religion, dann ist Christi Wort die höchste Norm, vor der jede andere Auffassung zu schweigen hat; dann ist der christliche Glaube, der Christen Hoffnung für Zeit und Ewigkeit, auf Felsengrund gebaut. Oder Christus ist nicht wahrer Gott: dann ist er nur ein Mensch

⁵ Vgl. Th. Steinbüchel, Der Umbruch des Denkens. Die Frage nach der christlichen Existenz erläutert an F. Ebners Menschdeutung (Regensburg 1936), wo manch Treffendes gesagt ist über die Begegnung des menschlichen Ich mit dem göttlichen Du.

wie jeder andere. Dann mag das, was er sagt und fordert, interessant und wissenschaftlich sein, aber es verpflichtet nicht; dann ist das Christentum nur eine von den vielen menschlichen Religionen, von denen die Religionsgeschichte berichtet, die sich folgen und ablösen: wir studieren sie, aber wir bekennen sie nicht; dann kann jeder das Christentum erklären und ummodellieren, wie er will. Dann aber ist Christusglaube und Christentum eine Gotteslästerung, ein entsetzlicher Irrtum oder ein furchtbarer Betrug, mag nun Jesus selber oder das Christentum des Irrtums oder des Betruges schuldig sein.

Eine Stellungnahme ist also unvermeidlich. Da gibt es keinen Ausweg, hilft kein Kompromiß. Wenn manche Jesus den größten und weisesten aller Menschen nennen, dann ist er eben doch nur ein Mensch, ein begabter Mensch allerdings, ein Genie vielleicht, aber ein bloßer Mensch, mit aller Begrenztheit und Irrtumsfähigkeit, ein Mensch, dem wir nicht unbedingt vertrauen können, auf den wir nicht alle unsere Hoffnung setzen können für Zeit und Ewigkeit. Die Frage, die wir uns beantworten müssen, lautet also ganz allein: ist der Mensch Jesus von Nazareth wirklich der wesensgleiche Gottessohn, wie es unser Christusglaube lehrt, oder ist er es nicht — ja oder nein?

Wenn Christus an uns durch das Zeitgeschehen die Frage richtet, die er einst dem Petrus vorlegte (Joh. 6, 22 ff.; Matth. 16, 13 ff.): „Wollt nicht auch ihr gehen?“, dann antworten wir im Glauben dasselbe, was Petrus sagte: „Herr, zu wem sollen wir gehen, zu wem von den vielen, die sich widersprechen? Wir haben geglaubt durch deine Gnade aus deinem Wort, und haben es erkannt durch Erfahrung, Autorität und Forschung, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Wissenschaftlich beweist der Theologe die Berechtigung des Christusglaubens durch mühevollen historisch-kritischen Untersuchungen der Schriften des Neuen Testaments und des Selbstzeugnisses Jesu. Aber schon die prüfende Erwägung, die analytische Untersuchung der Tatsache des Christusglaubens ermöglicht uns eine vernünftige, wohl begründete Entscheidung.

Der Christusglaube ist eine Tatsache, die sich nicht fortstreiten läßt. Den Glauben an den wahren Gottessohn bekennt zunächst die ganze katholische Kirche mit ihren 382 Millionen Angehörigen, die in diesem Glauben das teuerste Vermächtnis christlicher, katholischer Vorfahren sehen. Das gilt auch von unserem deutschen Vaterlande. Kaum in einem Volk, so sagen wir stolz, ohne uns über andere zu erheben, vollzog sich in der christlichen Vergangenheit die Vermählung der Volksseele mit christlichem Geist so innig und zart, wie in unserem deutschen Volke, so weit des Deutschen Zunge klingt. Lesen wir die ganze deutsche Kulturgeschichte, die Dichter des Mittelalters, die großen Dichtungen aus dem 9. Jahrhundert, den „Krist“ und den „Heliand“, einen Walther von der Vogelweide, einen Ludolf von Sachsen; schauen wir die herrlichen Dome, die unsere Ahnen ihrem Gottkönig und seinem liturgischen Dienste erbaut, bewundern wir in unseren Galerien die Christusbilder, die deutsche Kunst in deutschem Geist geschaffen hat;

dringen wir ein in die Schriften der Mystiker, eines Seuse, eines Meister Eckehart, eines Tauler, wo deutsches Gemüt sich in Christus versenkte: alles ist ein Bekenntnis unserer deutschen Ahnen zu Christus, dem ewigen Gottessohn. Es ist schon wahr, was ein W. Stapel unlängst aussprach (Deutsches Volkstum 1936, 894 f.): „Das Christentum steckte mitten in der Volkssitte, im Volksgesang, in der Volkskunst selbst als das Motiv, das dem Volke als das teuerste und reinste, das wahrhaft himmlische Motiv erschien. Keine Theorie kann darüber hinweghelfen. Das Christentum ist dem Bamberger Dom, der Danziger Marienkirche, der Matthäus- und Johannespassion des großen Johann Sebastian Bach, den Symphonien Bruckners, der seine Werke ‚dem lieben Gott‘ widmete, den Apostelbildern des herzensfrommen Albrecht Dürer, den glutenden Visionen Matthias Grünewalds, den tiefsinnigen Radierungen Rembrandts nicht nur äußerlich durch Zeichen aufgeklebt, so daß man es abnehmen könnte, sondern es ist in ihnen als ihr wahres und ursprüngliches Leben unablösbar darin. Verliert unser Volk sein Christentum, so verliert es die Möglichkeit, die seelische Verbindung mit dem Größten, was es in einem Jahrtausend hervorgebracht hat, aufrecht zu erhalten.“ Das Christentum der Vergangenheit aber ist ohne allen Zweifel Christusglaube. Das sagt uns jedes Kreuz, das die Vorfahren an unsern Wegen erbaut, das die Zinnen der Kirchen und die Diademe der Fürsten krönt, das sie über ihren Gebeinen errichtet als Hoffnung des ewigen Lebens. Ja wecke sie aus ihren Gräbern, die da ruhen seit Jahrhunderten, leugne ihnen den ewigen Sohn — ein Blick des Abscheus wird die Antwort sein. Dabei waren sie deutsch bis ins Mark hinein. Die Eigenart und die Vorzüge des germanischen Volkes wurden durch ihren Christusglauben nicht unterdrückt, sondern veredelt, mit christlichem Geist und christlicher Gnade beseelt. Germaniens Freiheitsliebe, Wirklichkeitssinn, Selbständigkeit in Kritik und Urteil, Gemütsiefe und Treue, alles lebte fort, verklärt durch die Sicherheit, Wahrheit, Sieghaftigkeit und Innigkeit des Christusglaubens.

Die Tatsache des Christusglaubens ist damit noch nicht genügend gewürdigt. Manche Katholiken sind zu leicht geneigt zu meinen, daß die protestantischen Christen beim Ausscheiden aus der Mutterkirche auch den Glauben an die Gottheit Christi verloren hätten. Es ist ja auch unbestreitbar, daß die liberale, rationalistische Theologie den überlieferten Christusglauben bis zur Bezweiflung der geistigen Gesundheit und geschichtlichen Existenz Jesu bekämpft und das liberale Christusbild auf vielen Wegen durch Wort und Schrift in weite Kreise des Volkes getragen hat. Es wäre aber unzutreffend und ungerecht, wollte man darin die amtliche oder auch herrschende Christusauffassung der protestantischen Christen sehen. Wenn wir, wie die Sache es verlangt, unterscheiden zwischen älterer und neuerer Zeit, zwischen theoretischer Forschung und dem christlichen Glauben des Volkes, zwischen subjektiver Einzeluntersuchung und Bekenntnistreue, zwischen reformierten und lutherischen Theologen, zwischen direkter Lehre und reflexer Spekulation, dann ergibt sich, daß die weit überwiegende Mehrzahl der protestantischen

Christen den überlieferten Christusglauben seinem Wesen nach bewahrt hat. Erinnern wir uns nur an das klare Bekenntnis zum Christusglauben bei Luther, Calvin, Zwingli und in sämtlichen symbolischen Büchern, an die protestantische Scholastik der Vergangenheit, die dialektische Theologie und zahlreiche angesehene Theologen anderer Richtung in der Gegenwart bis zu dem gemeinsamen Zeugnis englischer und deutscher Theologen, das mit A. Bell der eben heimgegangene edle Adolf Deißmann im „Mysterium Christi“ 1931 gesammelt hat. Wenn trotz alledem, wie wir nicht leugnen können, die positiv gerichtete protestantische Jesusforschung an Zahl und Einfluß ihrer Vertreter hinter der liberalen leider weit zurücktritt, so ist doch auch hier klar ersichtlich, daß die Macht des theologischen Rationalismus, Psychologismus und Historismus, unter der die protestantische Theologie ein Jahrhundert lang weitgehend gestanden hatte, entsprechend der Geistesrichtung der neuesten Zeit, mehr und mehr zurückgedrängt wird. Vor allem aber hat das Überlieferungstreue, christlich-protestantische Volk sich seinen Glauben nicht aus der Gelehrtenstube geholt, sondern aus Bibel, Kirche und Bekenntnis. So haben weiteste protestantische Kreise bis in die Gegenwart hinein das frohe Erbe der Vorzeit, den überlieferten Christusglauben bewahrt.

Die Tatsache des Christusglaubens tritt noch deutlicher in die Erscheinung, wenn wir die Ostkirche miteinbeziehen. Hatte sich die orientalische Christenheit schon früh durch ihre spekulative, sinnig-mystische Einstellung vom Abendland gesondert, das mehr auf das Praktische, auf Fragen der Sittlichkeit, der Moral und des Rechtes sah; war diese Entfremdung durch mancherlei Mißverständnisse und Reibereien mehr und mehr vertieft worden bis zur endgültigen, vollständigen Trennung im 11. Jahrhundert: dann ist es von ganz außerordentlicher Bedeutung, daß alle orientalischen Kirchen, unierte, nichtunierte und Nationalkirchen, unbedingt mit dem Westen einmütig sind im Glauben an Jesus Christus, den menschengewordenen, wesensgleichen Sohn des ewigen Vaters. Wie weit es heute in Rußland roher Gewalt gelungen ist, das Christenbekenntnis nicht nur zum Schweigen, sondern auch zum Ersterben zu bringen, läßt sich mit Sicherheit noch nicht sagen. Jedenfalls kann dadurch die überlieferte Christugemeinschaft nicht beseitigt werden.

Es ist also eine Tatsache, die nicht bestritten werden kann: den Christusglauben, den Glauben an den wahren Gottessohn, bekennen heute die 382 Millionen Katholiken, in ihrer überragenden Mehrzahl die 148 Millionen Ostchristen und 195 Millionen Protestanten, 467 Millionen Europäer, 725 Millionen Menschen der Jetztzeit. Machen wir dabei auch die Abstriche, zu denen der neuere liberale Protestantismus, die heutigen Russen und auch katholische Länder uns zwingen, dann bleibt immer noch ein religiöses Bekenntnis übrig, wie es sonst die Welt nicht kennt. Nehmen wir alle hinzu, die sich seit langen Jahrhunderten Christen nannten, dann haben wir vor uns eine unübersehbar große Schar, unterschieden in allem andern, einig im Glauben an Jesus Christus.

Das gilt jedenfalls von dem großen Zeitraum seit der Überwindung des Arianismus, den schon das Konzil von Nizäa im Jahre 325 verurteilt hatte.

Wie war es aber vorher? Es ist der rationalistischen Theologie nicht gelungen, die Tatsache des vornizänischen Christusglaubens zu erschüttern. Zunächst waren die Arianer keineswegs Rationalisten im Sinne unserer liberalen Theologie: sie sahen in Jesus nicht etwa einen bloßen Menschen, sondern ein Wesen, das Gott ganz nahe kam und über alle andern Wesen unermesslich erhaben war; nur glaubten sie aus philosophisch-spekulativen Gründen die Wesenseinheit mit dem Vater bestreiten zu sollen. Die arianische Theologie bedeutet den Abschluß früherer Versuche, den naiv übernommenen Christusglauben philosophisch so zu erklären, daß die Einheit und allüberragende Größe Gottes durch irgend eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater gewahrt blieb. Mit Recht konnte aber der große Athanasius den Arianern zurufen: „Sehet also, wir beweisen, daß die Lehre (der wahren Gottheit Christi) von Vätern auf Väter übergegangen ist; ihr aber, die ihr neue Juden und Schüler des Kaiphas seid, welche Väter könnt ihr für eure Ansicht aufweisen?“ (Über die Synode von Nizäa, 25.) Daß die Urkirche tatsächlich den Glauben an die wahre Gottheit Christi bekannt hat, kann keinem Zweifel unterliegen, wenn auch die frühesten Kirchenschriftsteller noch keine systematische Theologie vortrugen, die Spekulation über das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit noch unentwickelt, die Terminologie noch schwankend war und manche tastenden Erklärungsversuche der beginnenden Spekulation in die Irre gingen. Aber die Tatsache des urkirchlichen Christusglaubens bezeugen die geschichtlich unbestreitbaren, ergreifenden Zeugnisse der Märtyrer des 2. Jahrhunderts, sämtliche frühchristlichen Schriften in allen Teilen der Kirche, von Athanasius in Alexandrien († 373), Aphraates in Syrien (um 300) und Cyprian in Karthago (um 250) angefangen bis zu Polykarp, des Johannes Schüler, in Smyrna († 156), Irenäus in Lyon (ab 140), Justinus († 163/167), in Palästina, Ephesus und Rom, Ignatius († 107) in Antiochien und Klemens in Rom (92/101). Das Echo dieses allgemeinen Christusglaubens klingt uns aus heidnischen und jüdischen Schriftstellern der christlichen Frühzeit zu Beginn des zweiten Jahrhunderts entgegen. Es sei nur erinnert an Plinius, Adrian, Lucian, Celsus und den Juden Trypho, von dem Justinus berichtet; sie sind offenbar alle davon überzeugt, daß die Christen ihrer Zeit allgemein an die Gottheit Christi glauben. Die Christen aber haben diesen Vorwurf niemals als unberechtigt zurückgewiesen. Die Tatsache war eben unbestreitbar.

Aber noch weiter führt uns der Christusglaube zurück. Den Urkunden des Neuen Testaments entnehmen wir die sichere Tatsache, daß die christliche Urgemeinde, ganz wie die späteren Zeiten, bereits in der Mitte des ersten Jahrhunderts den Glauben an den menschgewordenen Gottessohn Jesus Christus bekannt hat. Das besteht auch zu Recht, wenn wir zunächst von den wichtigsten Jesus-Zeugnissen, den vier Evangelien, absehen. Außer dem Jakobusbrief und den beiden Petrusbriefen, die nach dem Zugeständnis auch der liberalsten Kritiker wenigstens uralte Quellen aus dem Ende des ersten oder dem Anfang des zweiten Jahrhunderts darstellen, und der gleichzeitigen Apostelgeschichte, welche

selbst ein Adolf Harnack als Lukasschrift aus dem Jahre 63 nachwies, bezeugen uns vor allem die Paulusbriefe den Christusglauben aus der Mitte des ersten Jahrhunderts. Ihre Echtheit gilt, wenn wir vielleicht den Hebräerbrief und die Pastoralbriefe ausnehmen, heute so gut wie allen Kritikern als zweifellos. Die vier sogenannten „großen Paulinen“, d. h. der Römerbrief, die beiden Korintherbriefe und der Brief an die Galater, sind nach dem allgemeinen Urteil der Kritik so glänzend bezeugt und sicher datiert (um das Jahr 60), daß man selten eine besser beglaubigte historische Quelle finden wird. Wenn man aber einen einzigen Brief als echt zugibt, muß man alle andern als echt anerkennen: Form, Inhalt und Sprache sind so urwüchsig, daß sie den gleichen Verfasser mit Evidenz verraten. Diese Paulusbriefe setzen nun bei ihren Adressaten, also zunächst bei den hellenistischen Christengemeinden, wie die obengenannten Schriften bei den judenchristlichen Gemeinden, ganz zweifellos den Christusglauben voraus. Dieser Glaube umschließt nach den Briefen das irdische Leben Jesu, von dem sie viele Einzelzüge berichten, und die göttliche Natur des ewigen Gottessohnes, der von jeher in „Gottes Gestalt“ und „Gottes Gleichheit“ vor allen Geschöpfen existierte, der wahre Gott, zu dem der Vater gesagt hat: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt“, der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, der das All trägt durch sein allmächtiges Wort, der in Gehorsam gegen den Vater Mensch geworden, Jesus, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, der nach vollbrachter Erlösung zur Rechten sitzt der Majestät des Allerhöchsten, Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit, Jesus Christus, unser „Herr“, wie Paulus zweihundertmal sagt: der Herr ist er, der über alles herrscht, der einzige Herr, wie Iahve, der Herr des Opfers, der Empfänger göttlicher Anbetung, der Herr ohne jede Einschränkung, in Natur- und Gnadenordnung: er ist Gott selbst. Es ist wirklich unmöglich, zu leugnen, daß die Urkirche um die Mitte des ersten Jahrhunderts an den menschgewordenen, ewigen Gottessohn glaubte; wie die paulinischen Gemeinden, so die andern.

Die Eigenart dieser urchristlichen und allchristlichen Tatsache verdient noch eine kurze Würdigung. Der kirchliche Glaube an Christus ist nicht eine tote Formel, nicht ein versteinertes Dogma, sondern Leben und Kraft. Er bekennt sich zu dem herrlichen, ganz einzigartigen Christusbild der Evangelien; vergebens suchen wir nach einem solchen Bild in dem, was die Geschichte berichtet über das Werden, die Literaturen, die Religionen der Völker und Menschen. Der Christusglaube bekennt sich zu Jesus Christus, dem wahren, dem einzigen Menschen, dem Gottmenschen, neben dem jeder klein wird, den man an seine Seite stellt, den man um so mehr bewundert, je mehr man ihn kennen lernt, der einen unerhörten Einfluß auf die Menschheit ausübte, der zahllosen Menschen Lebensinhalt, Kraft, Vorbild gab und innige, treue, opferfreudige Liebe entzündete bei allen, die als ehrliche Christen je seinen Namen getragen haben. Und wer bekennt diesen Glauben? Wir finden viele einfache Leute, die keine wissenschaftliche Bildung haben, die schlicht und recht weitergaben, was sie von ihren Ahnen übernommen; wir finden alle

Martyrer, die für diesen Glauben gestorben sind; alle Heiligen, die diesen Glauben gelebt haben mit Selbstüberwindung und Opfermut; alle wahren Konvertiten und Bekehrten, die sich vom Irrtum oder Unglauben zu Christus wandten, bezwungen von den Gründen, die sie von seiner Gottheit überzeugten. Dann sehen wir zahllose Gelehrte, einen hl. Augustinus, einen hl. Thomas von Aquin, alle Theologen, die ihren Glauben genau kannten, die seiner Erforschung Leben, Talent, Wissen und Arbeit geweiht, die für ihren Glauben Opfer, nicht selten große und größte Opfer gebracht und ihm trotz aller Befehdung die Treue bewahrt haben. Es ist dieser Christusglaube sodann das Bekenntnis der Kirche selbst, die zu allen Zeiten Christus verkündet und lehrt, durch ihn betet und wirkt, in ihm gründet und lebt.

Das ist die Tatsache des Christusglaubens. Sie läßt sich nicht weg-
leugnen. Sie muß erklärt werden.

Die Christusgläubigen erklären sie so: Gott selber hat seinen Sohn in dem Selbstzeugnis Jesu Christi geoffenbart und ihn beglaubigt durch die übermenschliche Vollkommenheit und Heiligkeit seines Lebens und Lehrens, durch das göttliche Siegel im Wunderwirken und Weltgeschehen. Dieses Zeugnis Jesu haben die Christen von Geschlecht zu Geschlecht treu bewahrt und weitergegeben. Wenn wir diese Lösung annehmen, bekommen wir freilich etwas ganz Unerhörtes, etwas ganz Göttliches: keine religiöse Sage der Menschen, keine philosophische Spekulation hat jemals zu lehren gewagt, daß der unendliche Gott leibhafter Mensch geworden sei. Wenn wir es annehmen auf das verbürgte Wort des allwissenden und allwahrhaftigen Gottes hin, dann ist die Tatsache des Christusglaubens ohne allen Zweifel restlos erklärt.

Lehnt man aber diese Erklärung ab, dann ergeben sich Unmöglichkeiten: dann macht man das Neue Testament zu einem unverständlichen Torso, die christliche Urgemeinde zu einer Gemeinschaft von törichten Schwärmern, welche ihren Zeitgenossen und Lebenskameraden, den Schreinergesellen von Nazareth, als wahrhaftigen Gott anbeteten; dann macht man die Geschichte von zwei Jahrtausenden zu einem unbegreiflichen Rätsel, trägt in Christentum und Kirche einen klaffenden Widerspruch zwischen Leben, Wirken und Sein, erklärt Gott selber, den unendlich Heiligen, zum Beschützer und Lehrer von Sünde und Götzendienst. Dann muß man zu irgend einer der unbewiesenen Theorien greifen, die seit 150 Jahren im Gegensatz zu den tatsächlichen Gegebenheiten, ohne philosophische, geschichtliche und theologische Begründung, in bunter Fülle und gegenseitigem Widerspruch das „Christusproblem“ ohne die Gottheit Christi zu lösen versuchen. Man müßte dann als logische Konsequenz das Ungeheuerliche hinnehmen, was die Entwicklung des Problems tatsächlich gezeitigt hat, daß Jesus ein Geisteskranker oder ein ungeschichtliches Sagengebilde, das Christentum ein fruchtreicher Baum ohne Wurzel, ein Segensstrom ohne Quelle gewesen wäre.

Kann man das alles nicht, dann muß man die Tatsache des Christusglaubens so erklären, wie zwei Jahrtausende sie erklärt haben und auch die sachliche, leidenschaftslose Forschung unserer

Tage sie als wissenschaftlich notwendig erwiesen hat: die tatsächliche, notorisch überlieferungstreue Überzeugung der Christen seit der Mitte des ersten Jahrhunderts, zwanzig bis dreißig Jahre nach Jesu Tod, kann nur auf die glaubwürdige und zuverlässige Aussage des geschichtlichen Jesus Christus zurückgeführt werden¹.

Dichtung — Volk — Gott

Von Johannes Kirschweng.

Wir haben vor kurzem eine kleine Reise unternommen, die von Freiburg über Straßburg und Lothringen der heimatlichen Saar zuführte. Beim Abschied standen wir noch einmal vor dem Freiburger Münster. Das fröhliche Leben des Marktes rauschte zu dem schlanken und doch machtvollen Turm empor, und für den, der tiefer hörte, war es das Leben des ganzen gesegneten alemannischen Landes, das zu diesem Turm hindrängte und das Geheimnis umwogte, das er so kühn und ragend verkündigt.

Ein paar Stunden danach näherten wir uns Straßburg, und wie ein Schiff über dem leichten Gekräusel ruhiger Wogen schwebt, so schwebte das Münster über dem Häusergewoge der wunderschönen Stadt. Die schlichten Dorfkirchen, denen wir begegneten, waren dagegen wie kleine Boote, die von dem Riesenschiff kommend das Meer der Ebene durchfuhren und den Bergbächen folgend auch noch die Höhen hinauf gelangten, um die Schätze des Schiffes bis zu den Heimatgrenzen zu tragen. Der Eindruck aber, daß dieses Wunderwerk die Mitte des Landes und des Volkes sei, es auf geheimnisvolle Weise zusammenhalte und segne, dieser Eindruck war noch viel stärker und zwingender, nachdem wir eingetreten waren. Wie ein wirkliches Meererschiff dem in seiner Weite Irrenden als eine Stadt erscheinen kann, so erschien jetzt das Münsterschiff als die heimliche und eigentliche Stadt des elsässischen Landes. Den sie Durchschreitenden oder in ihr Stehenden und Knieenden meinte man anzusehen, daß sie hier nicht nur die Heimat ihres Glaubens, sondern auch die Heimat ihres Volkstums, die Heimat ihrer Heimat, wenn ich so sagen soll, beglückte.

Das grüßte dann aber von Münster zu Münster, von Volk zu Volk und von Seele zu Seele. Wie wundervoll ist es doch, wenn eine Landschaft so gekrönt ist von Münster und Turm und ein Volkstum von einem ehrfürchtig durch die Jahrhunderte bewahrten Geheimnis.

Als wir dann in das stillere und schwermütigere Lothringen kamen, schauten wir vergeblich aus nach einer solchen Krönung. Aber als wir

¹ Eingehende wissenschaftliche, aber jedem Gebildeten verständliche und leicht lesbare Darlegung und Begründung der kurzen Andeutung des vorstehenden Aufsatzes findet der Leser in dem neuen Buche des Verfassers, das sich nach Anlage und Methode eng an das frühere, „Die Kirche unseres Glaubens“, anschließt: Ludwig Kösters, Unser Christusglaube. Das Heilandsbild der katholischen Theologie. gr. 8^o (354 S.) Freiburg i. Br. 1937, Herder. M 5.—, in Leinen geb. M 6.50.